

Evang. Lutherisches Gemeinde-Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synode von Wisconsin und anderen Staaten.

Redigirt von der theol. Fakultät.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal zum Preise von \$1.00 und 5 Cents Porto das Jahr. In Deutschland zu beziehen durch Hein. Raumann's Buchhandlung in Dresden.
Entered at the Post Office at Milwaukee, Wis., as second-class matter

Halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. (Offenb. 3. 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt u. Wechselblätter sind zu adressiren: Prof. C. Roth, Lutheran Seminary, Milwaukee, Wis. Alle Bestellungen, Abbestellungen u. Gelder sind zu adressiren: Rev. Th. Jäkel, Milwaukee, Wis.

23. Jahrg. No. 22.

Milwaukee, Wis., den 15. Juli 1888.

Lauf. No. 582.

Inhalt. — Evangelium am 7. Sonntage nach Trinitatis. — Durch Blut und Thränen. — Suchet der Stadt Bestes! — Aus dem Leben für das Leben. — Briefe über Kirchenbau vom Zimmerphilipp an seinen Bruder Ludwig, der zu einer Baukomitee erwählt wurde. — Das letzte Gericht. — Ein Mittel wider das Schlafen während der Predigt. — Kürzere Nachrichten. — Conferenz-Anzeigen. — Quittungen. —

Evang. am 7. Sonntage nach Trinitatis.

Evang. Marci 8, 1—9.

„Den Armen wird das Evangelium gepredigt“, so sagt unser lieber Heiland. Und noch sind es allermeist die weltlich Armen, welche das Evangelium hören, die rechte Predigt vom Sünder-Heiland. Das ärgert den Teufel und gerade in unsren Tagen greift er es mächtig an, die Armen vom Evangelium abwendig zu machen. Namentlich versucht er es dadurch, daß er mit giftigem Spott das Evangelium verächtigt. Seine Werkzeuge, die Volksverführer rufen den Armen spottend zu: „Man preist euch den Himmel an, daß ihr auf die Erde verzichtet. Man speist euch mit zukünftigen Seligkeiten ab, damit ihr euch nicht beklagt, wenn ihr jetzt leer ausgeht und darbet.“ Solche Rede ist als schändliche Verlästerung des Evangelii und des Herrn Jesu durch das heutige Evangelium schon gerichtet. Das predigt doch herrlich und gemälig:

Christus ist auch für alle irdische Noth seiner armen Christen vollkommener Trost.

1. Wie ist er denn ein vollkommener Trost?

Im Evangelium ist eine große Volksmenge versammelt. Die Leute sind in bitterer Noth, Hungersnoth ist im Anzuge. Untergang und Tod drohen. Und soweit Menschenrath und Menschenhülfe gehen, kann der Noth nicht geholfen werden. — Wer hat nun zuerst die Noth geschaut? Jesus Christus der Herr. Zur Zeit und Stunde, da die Noth drohte, hatte schon Jesus seine Augen auf die Bedrohten gerichtet. Und die Noth geht ihm tief zu Herzen. „Mich jammert des Volkes“ spricht der Herr. Mitleidig ist sein Herz bewegt bei dem Gedanken, die Armen könnten verschmachten.

An der treuen Predigtarbeit des Herrn drei Tage hindurch, sieht man, wie das Wohl der Seelen dieser Leute dem Herrn am Herzen lag; aber nun sieht

man, wie auch ihr Leib und leiblich Wohl ihm sehr am Herzen liegen. Drum ist auch Jesus sofort im Sorgen und Versorgen. Er der Gottes-Sohn und Himmelkönig macht selbst den Wirth und Hausvater, die Hungerigen, geringes, armes Volk zu speisen. Er betet mit seinen Gästen erst, dann läßt er austragen und austheilen, hat sorglich die Augen überall, daß niemand übersehen wird. Die Tischgesellschaft ist groß. Aber sie alle, 4000 an Zahl, gehen gesättigt von dannen. Und das ist ausgerichtet mit sieben Broten und ein wenig Fischlein. Das macht nun vollends, daß wir mit großer Freude auf den guten freundlichen Wirth und Gastgeber Christus schauen. Er ist so barmherzig und mitleidig, er ist auch so voll guten, eifrigen Willens, und er ist auch so mächtig und kann so wunderbarer Weise helfen.

Da ist dieser Herr und Heiland wahrhaftig der, welcher allen Christen der vollkommene Trost sein kann gegen alle irdische Noth, sie seien wie sie wollen. Denn, was suchen wir doch bei einem, der in Noth und Drang uns zum Trost reichen soll? Da suchen wir vor allen Dingen herzliches Mitleid. Wie wohl thut's einem schon in Stunden der Noth und des Glends, wenn sich Jemand uns zuwendet, dem wir an Mienen und Worten abmerken, daß unser Leid ihn gar tief bewegt.

Wir suchen freilich mehr, als bloßes Mitleid. Wir suchen den redlichen Willen, uns zu helfen. Und wie erquicklich ist es im Unglück und Noth einen guten Freund zu sehen, der nicht nur mit uns sich betrübt, sondern es redlich angreift mit dem Werk, und uns sehen läßt, wie ernst es ihm damit ist, wenn er sagt: „Ich will thun, was in meinen Kräften steht, dein Leid zu lindern.“ Bei einem solchen finden wir, was wir gerade in der Noth als Erquickung suchen. Bis auf eins, das ist: daß er auch helfen kann. Sehen wir auch, daß ihm Macht und Vermögen gegeben ist zu unsrer Durchhilfe, o! wie viel Tröstliches hat das für uns.

Nun, unter unseren Mitpilgern sind die selten, die so wären, wie wir sie uns wünschen für die Tage der Noth. Wie selten sind die, welche tief sich unsere Bedrängniß zu Herzen nehmen! Wo ist einer, der deine Noth gerade so fühlte wie seine! Wie selten sind die, welche sich so recht redlich zu unserer Hülfe mühen! Wo ist einer, von dem wir mit vollkommener Sicherheit sagen können: „Der müht sich für mich, als gälte es seine eigene Rettung.“

Wo einer, auf dessen beständigen, nie wankenden guten Willen wir mit Gewißheit rechnen können. Und wie häufig müssen unsere Freunde mit dem besten Willen uns ihr Unvermögen zur rechten Hilfe bekenne! Und wo ist auch nur einer, von dem du in Glendstagen sagen kannst: Wohl mir, daß ich den lieben Freund zum Beistand habe, denn in seiner Macht steht es, mir zu helfen.

Unter unseren Mitmenschen, Mitsündern und Mitchristen suchen wir vergeblich einen, der so herzlich unser Glend, Noth und Kengle empfände, wie wir wohl wünschen; der mit so redlichem, unwandelbarem Willen sich unserer Annahme, als wir es begehren; dessen Vermögen zu helfen auch allezeit so außer allem Zweifel wäre, als es doch zu unsrem Trost sein müßte. —

Da ist nicht einer, auch nicht einer. Wer schon mächtig scheint, ist doch schwach und ohnmächtig, wie alles Fleisch und kann als brechender Rohrstab offenbar werden, gerade wenn wir auf ihn uns in der Noth mollen stützen. Und Sünder sind sie alle, unsere Mitpilger. Und gelähmt auch bei dem Mitchristen der gute Wille durch die Sünde, und eben durch die inwohnende Sünde, ach immer geschwächt das Feuer der Liebe, daß es nicht recht entbrennt in dem rechten brünstigen Mitleid und Erbarmen.

Aber ist der Helfer nach unsrem Herzen nicht zu finden unter unseren Mitsündern, so fehlt er dennoch nicht. Jesus ist ja da! Was du heimgesuchter Christ in deinen Glendszeiten zum Trost dir wünschst und suchst, siehe! das heutige Evangelium zeigt es: bei ihm, dem lieben Herrn Jesu, ist es zu finden, bei ihm „wo Gott und die Menschheit in Einem vereinet, wo alle vollkommene Fülle erscheint.“ Zu der Zeit wo die Noth und das Glend dich trifft, zu der Zeit, das weißt du, jam merts den lieben Herrn; zu der Zeit ist's sein Sinn: ich will helfen; zu der Zeit weißt du auch: Ihm sind auch alle Dinge möglich. So lange du seinen Namen kennst und glaubst, wird keine Trübsaltstunde, kein Glendstag, wird's keine Zeit der Noth und Heimsuchung geben, wo du sagen dürftest: diesmal ist meines lieben Herrn Jesu Herz nicht voll brünstigen Mitleids, diesmal hat er nicht den treuen Willen zu helfen — diesmal ist seine Hand verkürzt und reicht nicht über meine Noth. Was du allezeit in deinen Noth suchst zu deinem Trost, das findest du alles und ganz und vollkommen wenigstens in dem einen, in deinem Herrn Jesu. Uns allen,

die wir glauben, bleibt er in allen Erdennöthen vollkommener Trost. Wenn wir ihn ergreifen, werden wir aufgerichtet. Wir werden nicht nur unserer geängsteten Seele hoffnungsvoll zusprechen: Was betrübst du dich meine Seele und bist so unruhig in mir? Wir werden auch immer dahin gelangen zu sagen: Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft. —

2. Wozu soll wohl dieser vollkommene Trost dienen?

Nun zu allererst, daß wir in Nöthen aufgerichtet werden und Hilfe erlangen, wenn Mangel, Armuth und Elend drücken. Denn dir geschieht, wie du glaubest. Glaubest du, daß Jesus auch über die leibliche Noth seiner geliebten Christen sich inniglich erbarmt, ernstlich zur Hilfe bereit und zu allen Zeiten wahrhaftig dazu mächtig ist, so hat deine geplagte Seele in solchem Glauben nicht nur schon in der Stunde der Noth eine ungemein stärkende Erquickung sondern derselbe Glaube schafft dir auch gewiß Hilfe, die Noth thut, so gewiß Jesus mit dir geht nach dem Wort: Wie du glaubest, so geschehe dir.

Nun aber soll der vollkommene Trost dieses unseres Evangeliums noch weiter dienen; nämlich dazu soll er mit dienen, daß wir zum letzten höchsten Ziel gelangen. Nun das ist doch wahrlich nicht, Brod haben, satt werden, Kleidung haben, wohl durchkommen, sondern, gewiß und wahrhaftig, was auch der Teufel und seine Kotten dagegen spotten, ist das letzte, höchste Ziel: das selig werden. Darauf lenkt das Evangelium das Augenmerk der Christen.

Drei Tage hat im Evangelium das Volk bei dem Heiland verharret. Sie wollten die Zeichen sehen, die er that. Vornehmlich aber hielt sie des Heilands Predigt fest. Ueber der Lust am Wort, dem Lebensbrot, achten sie nicht auf den Vorrath an Brod für den Bauch. Entweder haben sie überhaupt nicht darauf gemerkt, oder der Gedanke, daß sie könnten in Noth kommen, war nicht wichtig genug, sie vom Herrn und seiner Predigt wegzutreiben.

Wir wissen nicht, wie es da war. Aber das wissen wir, wenn ein Christ den Herrn Jesum recht so erkennt, wie derselbe in diesem Evangelium vor Augen steht, dann zieht ihn irgend welche irdische Noth nicht von Christo hinweg, sondern treibt ihn vielmehr erst recht zu ihm. Da heißt es bei dem heimgesuchten Christen: Jetzt will ich mich gar an meinen lieben Herrn recht hängen. Wo sollte ich auch sonst hin? Wo finde ich ein so mitleidig Herz? Wo finde ich sonst solche Willigkeit, mir zu helfen. Auf wen sollte ich mehr bauen als auf meinen Jesum, dem alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden, dem alles unter seine Füße gethan — wahrhaftig und gewiß auch meine ganze Noth? — So dient der Trost unseres Evangelii dazu, daß wir im Kreuz und Leid erst recht beim lieben Heiland bleiben wollen. Wie bleiben wir denn bei ihm? Antwort: Indem wir bleiben bei dem, wodurch er bei uns ist. Und das ist sein Wort. Und das ist auch die alte Erfahrung mit allen rechten Christen. Im Kreuz und Leid wurden sie erst recht begierig nach des Heilands Wort und hingen daran in gläubigem Hören und Lesen und erquickten sich nicht nur an dem Herrn als dem gütigen und unfehlbaren Helfer in irdischen Nöthen, sondern noch vielmehr an ihm als dem Helfer aus der großen Sündennoth. Wohl uns, wenn wir so bei Jesu bleiben. Dann werden wir selig. Siehe, so muß der hochherrliche Trost von Jesu als dem vollkommenen Helfer in allen

irdischen Nöthen dazu, lieber Christ, dir Dienst leisten, daß du bei Jesu bleibst zur Seligkeit.

Die Jünger fragen im Evangelio: Woher nehmen wir Brod? Solches ängstlich fragen und sorgen hängt uns gewaltig an. Kaum steigt ein Wölkchen auf, das auf einen trüben Tag zu deuten scheint, so fängt auch das Sorgen an. Und das ist gefährlich. Irdische Sorgen sind Dornengestrüpp, das den guten Samen erstickt. Sorgen drückt die Seele nieder, daß sie nach dem, das droben ist, zu trachten nachläßt. Sorgen sind Geister des Abgrunds, die den guten heiligen Geist aus dem Herzen vertreiben. Was wird dich, lieber Christ zur Zeit, wo um des täglichen Brodes willen die Sorge sich in deinem Herzen einmisten will, denn nun wohl bewegen, daß du nicht in die Sünde des Sorgens dich verstricken lässest? Eins nur wird dich dazu bewegen, dies, daß du in Christo nach unserem heutigen Evangelio den allervollkommensten Trost gegen Kreuz und Leid und unfehlbare Arznei wider die teuflische Pest des Sorgens hast. Du siehst deinen Jesum an hier im Evangelio mit seinem mitleidigen Herzen, mit seiner Sorge um das Sattwerden und Leben des armen Volkes, mit dem Gebet auf seinen Lippen, das dem Volke Brod und Fisch in seinen Händen gnädig segnet, in seiner Wundermacht, daß er alle mit dem wenigen satt macht. Da sprichst du: Welch ein Narr wäre ich, daß ich wollte sorgen, da dieser Jesus auch mein Jesus, Herr und Hirt und Helfer ist. Da heißt es:

Meine Seele sorget nicht,
Will vielmehr an nichts denken,
Was gleich spitzen Dornen sicht,
Und den Frieden nur kann kränken:
Sorgen kommt dem Schöpfer zu;
Meine Seele sucht nur Ruh.

Wohl dir! Nun bleibt deine Seele unbeladen und unbeschwert von dem, was nach unten, nach dem Irdischen, und zuletzt noch mehr nach unten, nach den Tiefen des ewigen Abgrunds zieht, eben von dem irdischen Sorgen; nun bleibt deine Seele frei ihren rechten Himmelsflug zu nehmen in Glaube und Hoffnung nach dem das droben ist, da Christus ist. Wohl dir. Bleibt es also mit dir, so wirst du selig.

Der Herr gebot in unsrem Evangelium dem Volk, daß sie sich lagerten. Sie thaten also nach seinem Wort und — warteten nun seiner Hilfe. Das gilt, liebe Christen für uns. Wir haben auf die Hilfe des Herrn geduldig zu warten. Woher willst du die Geduld nehmen? Aus deinem eignen ungeduligen Herzen kommt sie nicht; aus deinem hochmüthigen Verstande auch nicht; aus deiner trostlosen Seele eben so wenig. So ergreife Jesum, den vollkommenen Trost für alle Kreuzträger. Fasse zu Herzen, was für ein so mitleidiger Heiland er dir ist, wie völlig geneigt sein Wille, dir als einem lieben Gotteskinde zu helfen, und wie ja über allen Zweifel gewiß seine Macht ist aus allem dir helfen zu können, und wie endlich das unwandelbar fest steht, daß er nichts versäumt, verfehlt, versieht und so wahrhaftig und gewiß nicht Zeit und Stunde, ja Augenblick, wo die Hilfe dir für Zeit und Ewigkeit am dienlichsten ist. Thue das — und es wird dich geduldig machen. Es wird bei dir heißen: Jetzt kann ich mich fassen! Jetzt kann ich warten und aushalten in meinem Leid. Köstlicher Dienst, den also der Trost unseres heutigen Evangelii uns leistet. Da werden wir immer mehr Leute sein, die das Kreuz ohne Murren tragen ihre

vom Herrn zugemessene Zeit, die durchs Kreuz sich üben lassen in der Gottseligkeit, in dem Genughaben an der Gnade und Gerechtigkeit Jesu. Und wohl uns, wenn wir solche Leute werden, die da sprechen: Ich will gern das Kreuz tragen, so lange es Gott gefällt; ich lasse mir unterdeß genügen, daß ich für meine arme Seele Jesu Gnade zur Vergebung habe. Steht es also mit uns, werden wir gewiß selig werden.

Siehe den reichen Segen an, welchen du hast, wenn du dir Jesum recht deinen Trost sein lässest gegen alle irdische Noth. Zu der Zeit, da Leiden und Kreuz und Noth kommen, da suche nicht Nothhelfer viel wo anders, sondern suche mit Glauben in der Schrift den einen vollkommenen Helfer Christum. Da bleibest du bei dem Helfer wider die Sünde und alles Verderben. Da bleibest du auf eine köstliche Hoffnung. Es soll einst dann für dich keine Zeit geben, wo es heißt: Sie haben nicht zu essen. Sie haben Mangel, Noth, Elend. Es soll einst die Zeit mit allen Leiden enden. Und dir, der du mit Christo als deinem Trost der Zeit Leiden überwunden hast, soll kommen die Ewigkeit mit der Herrlichkeit, der nicht werth sind alle Leiden dieser Zeit. Gott helfe, daß dieses Evangelii Trost uns allen den Sinn erhalte:

Meinen Jesum laß ich nicht,
Neh was wollt ich Bessres haben?
Ruhe, Freude, Trost und Licht,
Ist in seinem Schooß begraben.
Alles, was Vergnügung giebt,
Hab ich weil mich Jesus liebt.

Führt er mich gleich wunderbar,
Rechts und links durch Dick und Dünne,
Er hat dennoch über mich
Immer etwas Guts im Sinne.
Ja es führt die Wunderbahn,
Nirgend hin, als himmelan.

Durch Blut und Thränen.

Von M. Meisner.

(Fortsetzung.)

4. Noth, Tod und Morgenroth.

Bleiern senkte sich der Abend auf die schlesischen Gefilde. Vergeblich hatte sich die Sonne angestrengt, das Nebelmeer zu durchbrechen; immer und immer wieder wogte das Gewölk empor und verhüllte ihr Strahlenantlitz. Wenn auch die Jammerlaute der getretenen Bevölkerung nicht bis zu ihr hinaufdringen konnten, sie hatte doch auf der blutgetränkten Erde, auf der die Wetter des dreißigjährigen Krieges entfesselt tobten, kein dankbares Amt mehr zu verwalten, sie verhüllte sich und verschwand.

Bei Beginn der Dämmerung huschte es hier und da vorüber an den von den Lichtensteinern ausgestellten Vorposten. Wie die meisten der damaligen rohen Landsknechte, waren auch diese über die Massen abergläubisch. Sie hüteten sich wohl nachzusehen und anzurufen, begnügten sich mit verbrießlichem Fluche und einem aufs Ungewisse entzündeten Schusse. Inzwischen waren die furchtsam Vorüberhuschenden, meist armselige Landleute der ausgeplünderten, zerstörten Dörfer, längst in Sicherheit. Was bargen sie in ihren Säcken und Bündeln? Geraubte Feldfrüchte, halbreifes Getreide, Wurzeln und Rüben. Das brachten sie heim in die verfallenen Gebäude, wo hier und da noch ein Häuflein Lebendiger hauste. Ost freilich wurde es

ihnen von Herumlungernden abgenommen. Dann blieben sie verzweifelt in Gräben und Hecken liegen, unfähig sich wieder zu erheben, völlig außer Stande, von neuem auf Raub und Suche auszugehen. Der andere Morgen fand sie meist starr und todt, von Plünderern nackt ausgezogen und zerstoßen. An Begraben solcher Leichen war kaum zu denken; es war noch ein Glück, wenn sie oberflächlich in die Erde gescharrt wurden. Wer wollte sich verwundern, wenn bei dieser Art des Lebens und Sterbens sich bald die grauenhaften Folgen, Krankheiten und verheerende Seuchen, Plag brachen? Als die Pest Städte und Dörfer entvölkerte, fand sie nirgend Widerstand, nirgend Bekämpfung. Es gab einige Aerzte, was waren sie unter den vielen Tausenden? Auch lebte noch hier und da ein Märtyrerknecht von evangelischem Geistlichen; aber das war ein kühlender Tropfen auf heißen Stein. Der Jammer des Volkes im Schlesienslande war so groß, daß es versteinete, verstockte. Niemand besaß mehr gesichertes Eigenthum, der nicht der katholischen Kirche demüthigen Gehorsam zuschwor. Tausende und aber Tausende, zu feige und furchtsam, um die maßlosen Bedrückungen der „Seligmacher“, so nannten sich die furchtbarsten der Feinde, zu ertragen, schwuren ihren evangelischen Glauben ab und lebten dahin wie die Thiere. Zahlreicher aber noch waren die Verzagten, die in Elend, Noth und Tod Hineingehetzten, die Verfolgten und Verbannten.

Seht Ihr dort in den schwarzgebrannten Ruinen, auf einem ehemaligen Backofen des Dorfes, die lange Gestalt hocken? Regungslos verharrt sie, die Augen auf einen Kessel gerichtet, unter dem, sorgfältig mit Rasen ihres Glanzes wegen zugedeckt, glühende Kohlen liegen. Im Kessel brodelt ein seltsam Gemisch von Fleisch, Wurzeln und altem Brode. Der Duft aber, der davon aufsteigt, scheint der Gestalt zu behagen. Näher rückt sie und näher, faltet die Knochenhände und blickt auf zum Abendhimmel, wo einige der größten Sterne anfangen den Nebel zu durchbrechen.

„Gott sei ewig Dank!“ murmeln ihre Lippen, „daß ich heute wieder einmal durch Seine Barmherzigkeit mich und andere satt machen kann.“ Kennen wir diese einst so klangvolle Stimme nicht? Seht nicht an die Chorrock-Lumpen, die, rohgeflücht, ihn umgeben; beachtet nicht die morschen Reiterstiefeln an seinen Füßen; schauet nicht auf all den herzbrechenden Jammer seines äußern Menschen; blickt nur in diese jetzt tiefliegenden, rothumranderten Augen, wo doch ein Funke des Himmelslichtes strahlt, wo die alte, gottverwandte Liebe leuchtet: dann kennt Ihr ihn. Es ist der Pfarrer Schubert, der in Gemeinschaft mit einem schwachen alten Weibe und ihrem halbwüchsigen Enkelsohne die Pestkranken der Umgegend pflegt, sie selig sterben lehrt und sie endlich mit seiner Hände saurer Mühe begräbt unter christlichem Segen und Gebet. Er wird von den Hilfselehrenden überall gekannt, in die Erdböcher und Häuserwinkel gefordert, mit dankbarer Liebe und ihren Zeichen überhäuft. Der Amtsbruder, den er im Anfang seiner Verbannung hatte auffuchen wollen, war unter frohem Aufstun seines Mundes, noch vor Beginn der Leidenszeit unter den Nichtensteinern, gestorben.

„Siehst du Gottes Erbarmen,“ fragte er fast jauchzend im Sterben, „daß Er meines Leibes

Schwachheit und die furchtsame Feigheit meiner Seele vor den Folterqualen des Feindes ansieht? Lobe den Herrn, meine Seele! Ich will Ihn loben und Ihm danken ewiglich!“

Damit hatte er sich gestreckt und war verschieden wie ein Starke. Unmittelbar nach seinem Tode kam der Feind in Dorf, Kirche und Pfarrhaus und hauste wie ein Teufel. Pfarrer Schubert mußte seines Freundes Tod durch die ausgeputzten Qualen entgelten. Fast todt ließen sie ihn hohnlachend liegen. Hätten ihn nicht zurückkehrende Flüchtlinge aufgefunden, verbunden und gepflegt, so wäre es aus mit ihm gewesen. Dreimal noch kam er in gleiche Todesnöthe; aber immer noch wollte ihn sein Herr nicht ausspannen und heimholen. Muthig, fast freudig schleppte er sein Leben weiter. „Gott hat noch etwas vor mit mir,“ sagte er sich zum Troste unaufhörlich. So begann er allmählich sein Pestamt, fand einen der verborgenen Erbenwinkel und ward seltener und seltener vom Feinde hehelligt. In seinem Herzen brannte noch eine große Sehnsucht, das war die nach den neun heißgeliebten Kindern. Zwei Jahre schon war er von ihnen geschieden, noch hatte nicht eine Zeile Nachricht ihn erreichen können. Lebten sie noch hier unten in Kämpfen und Mängsten, oder waren sie schon daheim bei dem Herrn?

Wie gern hätte er das wenigstens gewußt!

Als die Kohlen verglommen waren, ahnte er den Schrei des Käuzchens rauschend nach und lauschte. Wie aus fernem Weizenfelde kam ein langgezogener Wachtelschlag. Es lag etwas wie süßer Hauch des Friedens auf diesen Tönen, die da mitten unter Kriegeslärm und Unruhe erklangen. Man hätte jetzt wohl lange suchen müssen nach einem Wachtelhahn, viel länger aber, wo nicht gar vergeblich, nach einem wogenden Weizenfelde. Der Pfarrer hatte ähnliche Gedanken; denn seine Hände suchten einander wie zu brünstigem Gebete.

„Seid Ihr's, Herr Pfarrer?“ flüsterte jetzt des kleinen Jochens Stimme hinter dem Backofen hervor. Das war nämlich der tapfere Burtsche, der Enkelsohn der Pestwärterin, Frau Stine. „Ja, ich sehe Euch jetzt ganz deutlich. Aber wir können noch nicht kommen, es ist nicht geheuer. Jrgend ein Reitermann fährt mit einem jungen Knechtlein hier herum. Wollet unser warten im Bittgebet.“

Und fort war der Knabe. Dergleichen Störungen war Schubert so gewöhnt, daß er sich gelassen in den Schatten der Steine setzte und ausharrte. War doch sein ganzes Leben uur noch ein Ausharren, ein Dienst auf Ablösung. Lag nicht größerer Heldennuth darin, als in der heißen Sterbenssehnsucht seiner früheren Jahre? Gott weiß und wägt es. —

Zwei Stunden mochten vorüber, die Frühherbstnacht fast auf ihrer Höhe sein, als es raschelnd näher kam. Diesmal war es Stine, die sich schweigend neben ihn setzte. In ihrem kurzen Weiberrock, der abgesehnittenen, groben Reiterjacke, den Stiefeln, sah sie freilich einem Manne viel ähnlicher als einem ehrbaren Bauernweibe, das sie doch war. Aber hier kam es auf solche Dinge nicht mehr an. Ihr Gesicht sah ruffig und beinahe bärtig aus; sie konnte gegen einen einzelnen Feind schon ihren Mann stehen, so starknichtig und derbgliederig war ihr Körperbau. Eine Pike hatte sie mitgebracht und neben sich gelegt, ein scharf geschliffenes Jagdmesser vollendete ihre Ausrüstung. Stine wies

mit der Hand fragend nach dem Kessel, Schubert nickte beinahe fröhlich:

„Und Jochen?“ fragte er unruhig.

„Hält Waße.“ Weiter wurde kein Wort gewechselt. Geräuschlos langte Schubert den Kessel herauf, schnitt mit einem Holzlöffel drei Theile in den fast kalten Brei und begann mit Frau Stine die Mahlzeit nach kurzem, heißem Dankgebete. Wie hungrig mußten die beiden sein, wenn man sie nach dem ernstesten Eifer beim Essen beurtheilen konnte! Schnell, viel zu schnell war der Kessel zu zwei Drittheilen leer gemacht. Schubert schob ihn wieder an seinen alten Platz und erhob sich. Stine flüsterte ihm zu:

„Seht, dort am Horizonte flammt es empor, da haben sie ein Dorf oder den Wald angezündet. Der Jochen ist ganz nahe heran; aber er muß Schlimmes wittern; denn er ist lautlos wie ein Steinmarder. Jetzt, dort, hört Ihr ihn drüben jemand anreden? Das muß der Reitermann wieder sein, mit seinem Knechtlein. Gott bewahre uns in Gnaden, daß es nicht Kaiserliche sind! Sonst, Herr Pfarrer, Ihr kennt Euren Schlupfwinkel!“

Und noch sprechend schob sie ein Bündel dürres Gezweig neben dem Backofen zurück, das ein weites und tiefes Loch bedeckte. Schubert aber, befangen von wunderbarem Borgedühl, wollte nicht hinuntersteigen. Die Luft trug ihm einzelne Laute der Rede herüber, er meinte beinahe die Stimme zu kennen. Nun kamen sie näher und sprachen eifriger. Da plötzlich, alle Vorsicht und Furcht vergessend, fiel Schubert auf seine Kniee nieder, streckte in verzehrendem Eifer die Arme nach der Richtung aus und schrie zitternd:

„Hans Adam, Hans Adam Beier! Hier bin ich, Dein Vater, Dein glückseliger Vater!“

Ein Jubellaut antwortete, fein und hell, wie von einer Kinderstimme. Schubert erbehte wie sturmgeschüttelt:

„Heran, heran!“ rief er ungeduldig. „Gott behüte meine Seele vor Teufelstrug und Täuschung!“

Aber es war keine Blendung seiner Sinne. Der Reiter erwies sich leibhaftig als der kleine Stadtschreiber. Sein Knechtlein, ein feines, todtbleiches Kind, lag lachend und weinend in des Vaters Armen. Es war seine Hilde, die ausgegangen war, den Vater zu suchen, bei ihm zu bleiben im Leben und im Sterben. Obgleich der alte Pfarrer meinte, nicht mehr Thränen zu haben und vergießen zu können, traten ihm doch zwei glutheiße Tropfen in die Augen, als er sein Kind bei einem entzündeten Spanlichte ansah und betrachtete. Wo war die jungfräuliche Fülle der Glieder, der Schmelz der Jugend, das lichtblonde Haar geblieben? Er fragte sie mit zärtlichem Drängen. Der Schwager antwortete für sie:

„Vater, wir haben schlimme Zeiten hinter uns. Erst vor kurzem haben die Seligmacher unsere Stadt verlassen; sie liegt öde und ausgestorben da wie ein Grab. Gott Lob aber, mich und die Meinen hat Gott und Seiner heiligen Engel Macht geschützt. Da ich dem kaiserlichen Feldmarschall als der Schreiber des Büchleins über die Fixsterne genannt ward, gab er mir eine Freikarte für meine Hilfe bei nächtlichen Forschungen. Da hat mich keiner mehr nach meinem Glauben fragen dürfen, keiner hat den Eingang in unser Thurmnest erspäht.

Die Pest aber kam und fragte nichts nach vermauertem Gelaß. Vor acht Tagen erlag Euer jüngstes Töchterlein daran, wir haben sie feierlich neben der Mutter bestattet."

Er schwieg in tiefer Bewegung; denn auf seine Hand herab fielen Tropfen aus des Vaters Augen. Doch waren es Dankesthränen, daß eins seiner Schäflein eingegangen sei in die Hände des guten Hirten.

"Wie hast Du sie so lieb gehabt!" flüsterten die bleichen Lippen. Dann aber, seines Kindes Hand, des geliebten, ihm geliebten, noch fester umfassend, drängte er zum Weitersprechen.

"Als wir die Kleine begraben hatten, brach Hilbe zusammen. Sie siebte immer, schon seit langer Zeit, jetzt aber konnten wir das Elend nicht mehr mit ansehen. Laß nur, Hilbe, der Vater fragt, und der Vater muß alles hören. Nachts wandelte sie umher, wir mußten auf das Schlimmste gefaßt sein. Wäre der Druck der Zeit nicht so hart über uns gewesen, wir hätten es gar nicht ertragen. So aber, selbst das weichste Menschenherz verhärtet, wenn es so furchtbaren Jammer mit dem täglichen Brode hineinschlucken muß."

Und Hans Adam brach plötzlich ab, stand auf und trat mehrere Schritte zurück in tieferen Schatten. Der Span war heruntergebrannt; Sothen, der Katzenleise zum Kessel gekrochen war und seine Mahlzeit verzehrt hatte, schnarchte schon lange an der Seite der Großmutter in tiefem Erdloch. Der alte Pfarrer merkte am Zittern seines Kindes, daß er es mit einer Kranken zu thun hatte, daß der Nebel, sich bleischwer an Mäntel und Kleider heftend, nicht zu ertragen war. Er entzündete schweigend einen neuen Kienspan, rief den Schwiegersohn mit treuem Vater tone, nahm Hilbe auf die Arme und stieg, vorsichtig voranleuchtend, mühselig in seinen Schlupfwinkel hinab. Der Raum schien ein ehemaliger Bierkeller gewesen zu sein, er bot drei Personen zum Schlafen Platz genug. Friedfertig streckten sich die mühsalbeladenen Kämpfer, einer an der Seite des andern aus. Hilbe wollte selbst schlafend des Vaters Hand nicht lassen, als fürchte sie ihn beim Erwachen nicht mehr vorzufinden. Bald schliefen sie fest, und Gottes heilige Engel wehrten Thieren und Menschen und dem giftig der Erde entsprossenden Pesthauch den Eintritt.

(Fortsetzung folgt.)

Suchet der Stadt Bestes!

Jerem. 29, 7.

Eine Aufforderung an die lieben Leser des Gemeinde-Blattes, zunächst in unsrer Synode.

Unter der Stadt, auf welche vorstehendes Wort und Gebot Gottes geht, ist zunächst zwar das bürgerliche Gemeinwesen zu verstehen, welchem ein jeder angehört. Die Wohlfahrt der Stadt, des Bezirks, des Landes, darin wir wohnen, zu fördern empfiehlt sich schon aus dem einfachen Grunde, den Gottes Wort auch anführt: wenn's ihnen wohlgeht, so geht es uns auch wohl. Aber nichts hindert uns, dies Wort auch auf unsre geistliche, oder sagen wir lieber kirchliche Heimath anzuwenden, auf die engere und weitere, nämlich die Gemeinde und Synode, der wir angehören. Daß diese gedeihen, innerlich und äußerlich, liegt dem Christen

nicht minder, ja noch viel mehr am Herzen als der Fall ist mit der bürgerlichen Heimath. Gegenwärtig nun hat Schreiber dieser Zeilen hauptsächlich die Synode im Sinne als die Stadt, deren Bestes zu suchen er seine Leser nicht nur so im Allgemeinen ermahnen möchte, sondern auffordern, es in einer ganz bestimmten Weise zu thun. Zuvor einige allgemeine Bemerkungen.

Das Gedeihen einer Synode kann in mehrfacher Hinsicht und auch auf mehrfache Weise gefördert werden. Es gehört zum Gedeihen einer Synode, daß sie rechte Lehre hat und behält; daß auf Beförderung und Erweisung eines wahrhaft christlichen, gottseligen Wandels gehalten wird; daß mancherlei Glaubenswerke getrieben werden zur Erhaltung und Ausbreitung des Reiches Gottes, als Ausbildung von Predigern und Lehrern, Errichtung und Unterstützung von Schulen, Waisenhäusern, Hospitälern und dergleichen Anstalten; Herstellung von Bibeln und guten Büchern für Schule und Haus u. Wer dazu hilft, daß seine Synode das eine oder das andere dieser Stücke in Angriff nimmt, oder, so es angefangen ist, weiterführt, der befördert ohne Zweifel das Gedeihen derselben.

Es kann das, wie gesagt, auf mehrfache Weise geschehen. Vor allem durch Gebet, welches der liebe Gott in der obigen Stelle durch den Propheten auch ausdrücklich empfiehlt, da er sagt: „Suchet der Stadt Bestes... und betet für sie zum Herrn.“ Und daran wollen denn auch wir, lieben Brüder, es nicht fehlen lassen, an brünstigem Gebet und Fürbitte für unsre Synode, dadurch ihr Bestes zu suchen von dem Herrn.

Außer durch Gebet kann man aber auch noch auf andere Weise „der Stadt Bestes suchen“, ich meine, der Synode Wohlfahrt fördern. Eine solche ist, daß man, wenn man nämlich darüber zu verfügen hat, mit gutem Rath hilft zur Ausführung einer synodalen Angelegenheit. Dazu ist sonderlich Gelegenheit bei Synodalversammlungen und bei den Versammlungen der Verwaltungsbehörden, wo oftmals recht schwierige Sachen vorliegen und guter Rath sehr theuer ist.

Eine fernere Weise das Gedeihen der Synode zu fördern besteht in Darreichung von äußerlichen Mitteln, welche zur Errichtung und Erhaltung von Lehranstalten, zur Ausbreitung von Boten des Evangeliums, zur Versorgung armer Wittwen und Waisen, zur Herstellung und Verbreitung guter Bücher und Blätter, kurz zur Ausrichtung der mancherlei Werke nöthig sind, in denen das Glaubensleben einer Gemeinschaft zur Erscheinung kommt. Und auf diese Weise kann, ebenso wie durch Gebet, ein jeder die Wohlfahrt der Synode befördern helfen. Kann Einer nicht einen Korb voll geben, so kann er doch ein Paar Cent darreichen.

Endlich giebt es noch eine Weise „der Stadt Bestes zu suchen“, nämlich diese: daß man von den Mitteln, welche die Synode darbietet zur Erziehung, Erbauung und Belehrung selbst Gebrauch macht und andere, die darin gleichgültig und lässig sind, ermuntert, dasselbe zuthun. J. B.: die Synode hat Anstalten, auf der junge Männer für das Predigt- oder Schulamt vorbereitet werden

oder eine höhere Bildung erlangen können, wie sie zur Ausübung manches anderen Berufes nöthig ist; — es würde aber ein Glied der Synode seinen Sohn auf eine andere Anstalt schicken, wo er nichts anderes findet, als was die eigne Anstalt bietet, könnte man wohl von diesem sagen, daß er der Stadt Bestes sucht? Oder: die Synode hat ihre eigene Buchhandlung, deren etwaiger Gewinn zur Förderung des Reiches Gottes verwendet wird; — es gäbe aber Synodalglieder, Prediger und Lehrer, die lieber mit anderen Buchhandlungen Geschäfte machen als mit der Synodalbuchhandlung, obgleich sie von derselben eben so gut bedient würden; das wären doch gewiß Leute, die nicht der Stadt Bestes suchten, wenigstens nicht überall, wo sie könnten und sollten. Oder: die Synode gibt ihr eignes Gesangbuch heraus und ihre eignen Schulbücher, die noch dazu ganz ausgezeichnet sind; — es gäbe aber Synodalgemeinden, die diese Bücher zu gebrauchen und einzuführen sich beharrlich weigerten; könnte man von diesen sagen, daß sie der Stadt Bestes suchen, wo sie wissen und können? Nun und nimmermehr.

Und, um noch eins anzuführen und damit auf unseren eigentlichen Gegenstand zu kommen: die Synode giebt das Gemeindeblatt heraus, auf daß durch dasselbe die Erkenntniß gefördert werde in der heilsamen Lehre, die Kirchenglieder Nachricht erhalten von den Vorgängen im Reiche Gottes auf Erden, das Bewußtsein der Gemeinschaft im Geist unter den zerstreut wohnenden Gliedern der Synode gepflegt, und zugleich dadurch ein Theil der Mittel aufgebracht werde, die zur Erhaltung unsrer Lehranstalten erforderlich sind; — es giebt aber Glieder, die dem gegenüber sich verhalten, als hätten sie nie etwas davon vernommen, als ginge sie das in aller Welt nichts an; ja, aufgefordert das Gemeindeblatt zu halten und zu lesen, dies mit aller Entschiedenheit ablehnen. Suchen diese nach Kräften der Stadt Bestes? Niemand wird das behaupten wollen. — Es ist das, wie gesagt, der Punkt, um welchen es dem Schreiber dieser Zeilen eigentlich hier zu thun ist und zu dessen Besserung mitzuhelfen er die lieben Leser auffordern und ermuntern möchte.

Was hierzu nun im Besonderen etwa zu sagen ist, wollen wir uns für die nächste Nummer des Gemeindeblattes vorbehalten. Einstweilen mögen sich die lieben Leser über diesen Gegenstand auch ihre Gedanken machen. Sie werden, davon bin ich überzeugt, in den meisten Fällen der Art sein, daß sie meiner Saat den Boden bereiten; wir werden uns auf halbem Wege begegnen, und dann desto schneller zum erwünschten Ziele gelangen. Wie groß die Zahl der Gemeindeblattleser ist, die mir als dieses Ziel vorschwebt, will ich nicht im Voraus verrathen.

(Eingefandt.)

Aus dem Leben für das Leben.

Erinnerungen einer alten Mutter.

(Fortsetzung.)

Nach dieser Heimsuchung packten wir unser Weniges zusammen und zogen mit unseren Kindern nördlich. In Lawrence, Kansas, angekommen, wurde mein Mann abermals krank. Diese Krankheit kostete uns unser letztes Pferd, denn Geld und Geldeswerth war längst dahin. Die Aerzte haben

den größten Theil davon bekommen. Aber mein glaubensvoller Mann verzagte nicht. Krankheit und Armuth mußten nur dazu dienen, daß er ſich deſto inniger an ſeinen Heiland klammerte. „Wer will mich“, ſagte er eines Tages in ſeiner ſchweren Krankheit, „ſcheiden von der Liebe Jeſu? Weder Armuth noch Schmerzen, weder Hohn noch Spott, ſelbſt nicht der Tod kann mich von Jeſu trennen.“

Als er durch Gottes Hilfe wieder der Ge-
ſung entgegen ſah, ſang er eines Tages den ſchönen Verſ:

Ich bin dein Kind, was frag ich noch
Nach Ehr' und Ruhm der Welt?
Ich trage Jeſu ſanftes Joch.
Das iſt was mir gefällt.

Im Oktober 1861, ſchwach noch am Körper, aber ſtark im Geiſte und voll Gottvertrauen, entſchloß er ſich, in die Armee zu treten, um auf dieſe Weiſe ſeine Familie zu ernähren. Harte Arbeit, wie der Landbau ſie erfordert, konnte er nicht mehr thun; einen Handel zu treiben, fehlte es ihm, wie an den nöthigen Mitteln, ſo auch an Luſt; Soldat aber war er durch und durch. Schon in ſeiner Jugend war er drei Jahre lang Soldat geweſen in franzöſiſchen Dienſten in Afrika. Das Waffenhandwerk war ihm alſo nicht fremd; ja er hatte gegründete Hoffnung auf baldige Beförderung, denn er war ein intelligenter Mann, der ſich fließend in fünf Sprachen ausdrücken konnte.

Er wurde bei der home guard eingeteilt, die in Lawrence ſelbſt lag. Dieſem Umſtande hatte ſeine Familie das Glück zu verdanken, daß ſie täglich den Gatten und Vater ſehen konnte. Doch genoſſen wir dieſes Glück nur bis zum 29. März 1862, wo die home guard Befehl erhielt, nordwärts zu gehen über Leavenworth und St. Joſeph.

Noch ſehe ich im Geiſte die Kavallerie über den Lawrence-Fluß ſetzen, wo mein ſeligter Mann mir und meinen Kindern das letzte Lebewohl mit dem Taſchentuche zuwinkte. Wir ahnten nicht, daß dieſer der letzte Abſchied ſein ſollte.

Alle zwei Wochen bekam ich einen Brief von meinem theuren Mann, was mir in meiner traurigen Lage zu großem Troſt gereichte, da zwei meiner Kinder krank darnieder lagen. Einer dieſer Briefe machte uns beſonders froh, denn in ihm ſchrieb mein Mann, wir ſollten nur fröhlich und vergnügt ſein, er hoffe bald uns umarmen zu können, bis zum 10. Mai hoffe er, wenn es Gottes Wille ſei, bei uns zu ſein. Aber Gottes Wege ſind nicht unſre Wege und ſeine Gedanken ſind nicht unſre Gedanken. Die Compagnie meines Mannes wurde bald darauf von Troy aus nach Arkanaſas geſchickt und aus dem Wiederſehen, das ſo nahe bevor zu ſtehen ſchien, wurde nichts. Am 11. Mai, wo er bei den Seinen zu ſein gehofft, einen Tag nach jenem, dem meine Kinder ſo voller Freude vor Kurzem entgegenjubelt, mußte mein geliebter Mann, ferne von den Seinen ſterben. Drei Tage vor ſeinem Tode empfing ich von Captain Carl die traurige Nachricht, ich ſolle ſchnell nach Troy kommen, zwölf Meilen weſtlich von St. Joſeph; Mr. L. . . . könne nicht lange mehr leben. Gleich den nächſten Tag reiſte ich ab, kam aber bis zum Sonntag nur bis nach Leavenworth, wo ich den Sonntag über bleiben mußte. Hier kaufte ich für meinen kranken Mann Äpfel, die er immer ſo gerne geſſen, in der Meinung, ihn recht gut zu pflegen und dann,

wenn er kräftig genug wäre, mit ihm heim zu reiſen zu den Kindern, die ſo großes Verlangen nach ihrem Vater hatten und immer ſo viel von ihm ſprachen.

Daß mir dieſer Sonntag unendlich lang wurde, wird man mir gewiß gern glauben. Am Montag reiſte ich mit dem Dampfſchiff nach Atchiſon. Hier angekommen erkundigte ich mich bei einem iriſchen Fleiſcher, wann die ſtage ankomme, ich wolle nach Troy. Vor einem Vierteljahrhundert waren die Eiſenbahnen in Kanſas, das erſt wenige Jahre zurück ein Staat geworden war, noch nicht ſo häufig wie heutigen Tags. Ach und wie unerwünſcht war die Auskunſt die mir jener Mann gab. Er ſagte mir nämlich, daß die ſtage erſt am andern Tage gehe. Ich erzählte ihm, daß ich Nachricht bekommen hätte, mein Mann liege im Sterben, und wünſchte doch ſo ſehr, ihn noch ein Mal zu ſehen und zwar ſo ſchnell wie möglich. „Dann müſſen Sie ein Fuhrwerk aus dem Reichthall nehmen und ſich hinfahren laſſen,“ ſagte der Mann. Auf meine Frage, was das wohl koſten könne, meinte er, auf ſieben bis acht Dollars werde es wohl kommen. Als ich ihm aber hierauf ſagte, daß der Beſtand meiner Kaſſe bis auf einen Dollar zuſammengeſchmolzen ſei, ſchaute er mich ſehr mitleiðsvoll an und hieß mich in ſeinen ſhop eintreten und da bleiben, bis er wieder komme. Eilends ging der Mann die Straße entlang; in kurzer Zeit kam er zurück und ſagte: „So, nun haben wir das Fahrgeld; jezt gedulden Sie ſich noch eine Weiße, ich werde Ihnen einen Mann mit Buggy bringen.“

Welchen Dank ich dieſem guten Manne nebt dem lieben Gott ſchuldete, wird der Leſer mit mir fühlen; meine Feder kann es nicht beſchreiben. Bei aller Traurigkeit jubelte mein Herz: „Herr, Dir ſei tauſend Mal Dank! der du der Menſchen Herzen leiſteſt wie Waſſerbäche.“

Schnell ging jezt die Fahrt vor ſich. Um 10 Uhr Abends kamen wir im Hotel an. Meine erſte Frage war nach meinem kranken Manne. „Der iſt todt,“ ſagte man mir. Als ich nun wünſchte, ihn todt zu ſehen, und zwar alſobald, ſagte ein Mann: „Mr. L. . . . iſt heut Nachmittag beerdigt worden.“ Ich ſah, daß ſelbſt der Fuhrmann bei dieſer Nachricht ſich der Thränen nicht enthalten konnte. Ich ſah auch, daß eben zwei Offiziere auf mich zu kamen, aber ehe ſie mich erreichten, verfiel ich in einen bewußtloſen Zuſtand, denn ich meinte, ein Donnerſchlag hätte mich getroffen.“

Als ich wieder zum Bewußtſein kam, fand ich mich in einem Bett liegen im Hotel. Einige Offiziersfrauen, die im Hotel wohnten, umgaben mein Bett. Ich fragte ſie, wo ich denn wäre und warum ich hier wäre, worauf ſie mir Beſcheid ſagten. Als aber eine der Damen mir einige Locken von dem Haar meines ſeligen Mannes zeigte, überfiel mich abermals eine Ohnmacht, in der ich bis zum Anbruch des Morgens verblieb. Alles was ich erlebt hatte, war mir wie ein ſchwerer Traum. Allmählig kehrte das Bewußtſein und die Erinnerung zurück, aber mein Herz war am Zerſpringen, und Thränen fand ich nicht. Im Bett ließ mir keine Ruhe. „Hin an das Grab mußt du,“ ſagte ich mir, „damit du laut mit ihm reden kannſt; vielleicht wird dir dann leichter um's Herz; ſonſt muß es brechen.“

(Fortſetzung folgt.)

**Briefe über Kirchenbau vom Zimmer-
philipp an ſeinen Bruder Ludwig,
der zu einer Baukomitee er-
wählt wurde.**

(Eingeſandt.)

IX.

Ludwig!

Da hab' ich das letzte Mal doch richtig etwas vergeſſen und deine Erfindungsgabe ſcheint gerade auf das gerichtet zu ſein was unterwegs bleiben ſoll. Die Seiten mit welchen man den Chor auf dem Öſtende abſchließt, müſſen immer von ungerader Zahl ſein. Alſo drei, fünf, ſieben u. ſ. w. Nimmſt Du eine gerade Zahl, dann kommt eine Mauerecke gerade in die Mitte und das würde wirklich eckig ausſehen. Dazu kann es auch gegen die Zweckmäßigkeit ſonſt verſtoßen. Das letzte Mal ſchrieb ich Dir, daß das Fenſter in der Mitte des Chors ſehr unpaſſend ſein kann. Ebenſo kann es aber auch aus irgend einem Grunde gerade dahin gehören. Das würde durch Deine Mauerecke vereitelt. Laß das Ding alſo bleiben.

Dieſ erinnert mich an noch etwas anderes. Man kann den Chor auch als Fortſetzung des Mittelschiffs der Kirche bauen. So iſt's, wenn ich mich vom letzten Sommer her recht befinne, in der großen St. Petri-
kirche in Milwaukee. Wenn man das ſog. Schiff der Kirche nach der Weiſe der alten Königshallen in drei Theile theilt und läßt den mittleren ſich in den Chor verlängern und mit demſelben abſchließen, das macht einen großartigen Eindruck, es giebt dem Chor größere Breite und Höhe und der ganzen Kirche überhaupt erhabeneres Ausſehen. Aber es hat auch ſeine Eigen-
thümlichkeiten, mit welchen der Baumeiſter wenigſtens ſehr vorſichtig umgehen muß. Entweder man legt in den Seitenschiffen Emporen an, welche dicht bis an die Säulen des Mittelschiffes heranreichen; und dann hat man Schwierigkeit mit der Stellung der Kanzel. Würde man ſie dicht an die Seite des Mittelschiffes ſtellen in gleicher Höhe mit dem Emporgeländer, ſo daß ſie ausſähe als ein Ausbau des Empor's, das würde nicht übel ausſehen, aber es wäre zu hoch. Stellt man ſie niedriger, das würde in vielen Fällen nicht ſchön ausſehen und dem Prediger mag es vielleicht auch nicht ſonderlich angenehm ſein, daß dicht über ihm Jemand ſitzt, der ihm ins Concept ſchauen kann. Oder man legt in den Seitenschiffen keine Chöre an und dann hat man in der Kirche die freiſtehenden Säulen. Die können dem Schall hinderlich werden. Man kann der Schwierigkeit noch auf andere Weiſe aus dem Wege gehen, aber man fällt gar leicht in andere Fehler hinein. Dieſe Bauweiſe iſt freilich die, welche bei den ſchönſten gewaltigſten Kirchen aus alter Zeit durchgeführt iſt. Aber man muß bedenken, die waren nicht für's Hören, ſondern nur für's Sehen gebaut. In dem Stück muß man ihnen in unſerm lutheriſchen Kirchenbau nicht nacheiſern.

Doch will ich nun auch nicht, wie das auf anderer Seite wieder geſchieht, die Sache ganz verwerfen; nur ſehr vorſichtig ſoll man ſein, daß nachher der ganze Bau nicht verpuſcht iſt. Doch darauf kommen wir ſpäter noch. Hier haben wir es nur mit dem Chor zu thun.

Dieſe Abſchweifung bringt uns aber auf ein Stück das noch zum Chore gehört, nämlich den ſog. Triumphbogen. Wenn man den Chor nicht ſo breit baut wie das Mittelschiff der Kirche, dann wird er, das verſteht ſich ganz von ſelbſt, auch nicht ſo hoch. Es wird alſo in der hinteren Wand des Kirchenschiffs,

da wo der Chor ansetzt eine Oeffnung gelassen, die sich nicht nur nach dem Bau des Chors, sondern wenn es ordentlich aussehen soll, nach dem Bau des Kirchenschiffs richten muß. Hat man zum Beispiel ein Mittelschiff mit Spitzbogengewölbe, so muß der Triumphbogen seine Spitze nicht nur mit der des Gewölbes in derselben senkrechten Linie haben, sondern der Bogen sollte auch dieselbe Form wie das Gewölbe haben; nur daß er so viel kleiner ist als der Chor dem Schiff gegenüber. Man kanns noch anders machen; dies ist aber das schönste. Dieser Triumphbogen hat seinen Namen und seinen Ursprung von jener Mauer her, welche man in Klosterkirchen vor den Chor gezogen hatte, um ihn von dem Schiff zu trennen. Was der Name für unsern Zweck bedeuten soll, ist mir nicht ganz klar. Gilt er etwa als eine Ehrenpforte, die in das Heiligthum des Chors führt? Man kann das recht verstehen, man muß sich aber hüten, daß man nicht dabei auf papistische Gedanken kommt. Aber etwas anderes gefällt mir bei diesem Triumphbogen schon ganz gut. Man soll ihn nämlich schmücken. Selbst wenn man die übrige Kirche der Unkosten wegen ohne allen Schmuck ließe, sollte doch der Chor mit dem Triumphbogen durch einige Verschönerung ausgezeichnet sein. Der Triumphbogen führt nicht nur in den Raum, welcher durch seine Bedeutung vor den andern kirchlichen Räumen hervorragt, sondern daß man den Chor besonders schmückt, beruht auch auf einer richtigen Bauregel. Der Chor ist der Abschluß, das letzte Ziel, auf welches der ganze Bau und ein jeder Theil desselben hindeuten und streben sollte. Das muß auch durch das Maß des Schmuckes angedeutet werden, den man anbringt.

Wenn ich's zu thun hätte, Ludwig, dann würde ich den Eingang im Thurm und in den Treppenhäusern ohne allen Schmuck lassen. Ich meine nicht, daß diese Räume häßlich aussehen sollen. Nein, die äußeren Formen, das ist ganz selbstverständlich, müssen schön sein überall am ganzen Gebäude. Aber in den Eingängen würde ich nichts abschleifen, überstreichen oder gar Verzierungen anbringen, sondern alles rauh dastehen und nur durch die Schönheit der Umrisse auf das Gemüth wirken lassen. Im Schiffe würde ich dann auch noch keinen Zierath anbringen, sondern auch nur durch die Formen, welche durch das ganze Baumerk von selbst nothwendig bedingt sind, den schönen Eindruck hervorzubringen suchen, aber hier würde ich den rauhen Eindruck etwas mildern, dadurch, daß auf die Ausarbeitung und Gestaltung der einzelnen Theile etwas mehr Arbeit verwendet würde. Das macht sich übrigens schon von selber, weil in diesem Raum ja Bänke, Kanzel, Emporgeländer, Säulen und auch die Decke sammt den Fenstern zum Schmuck beitragen. Am und im Chor aber würde ich nun auf ein ganz klein wenig Schmuck bedacht sein, der nicht gerade durchaus nöthig wäre. Gewiß zunächst müssen die allgemeinen Bauumrisse desselben an und für sich schön sein. Wenn also z. B. die Kirche im Spitzbogenstil gebaut wäre, hätte aber im Schiffe des Ersparnisses wegen eine einfache kahle Decke, so würde ich im Chore dennoch Kreuzbogen anlegen, um eben damit den Chor auszuzeichnen. Wenn diese Kreuzbogendecke aber schon im Schiffe wäre, so könnte man die im Chore durch sorgfältigere zierlichere Arbeit hervortreten lassen.

Zum Chore gehört auch der Triumphbogen; drum muß er auch am Schmucke desselben theilnehmen. Welcher Art der Schmuck sein sollte, darüber schreib' ich Dir mal ein besonderes Kapitel, jetzt will ich Dir nur sagen: Hüte Dich nur vor allem unwahren An-

und Uebertreiben, Streichen und Lünchen. Die großen allgemeinen Umrisse und Formen müssen schön sein. Sind sie's nicht, dann wird alles Bemalen u. s. w. nichts helfen. Damit kann man nur einen Unverständigen bethören; wer für etwas Schönes Sinn hat, wendet sich davon ab. Sind sie's aber, dann wird die Ziererei die Sache im besten Falle nicht schöner machen; in den allermeisten Fällen aber wird das Schöne, was da ist, verdorben. Also laß lieber die Finger davon. Vom Chore will ich hier nur noch dran erinnern, daß der Boden um einige Stufen über den Boden im Schiffe erhöht ist. Diese Stufen sollten nun aber nicht mit der Querwand abschneiden, auch in einer Spitzbogenkirche nicht im halbrunden Kreise in die Kirche hereinragen, sondern das Richtige wird wohl das sein, daß man diesem Vorsprunge dieselbe Gestalt giebt, wie dem Rückende des Chors.

Das letzte Gericht.

Niemand konnte sich erinnern, den alten Friedensrichter Gripsen lachen gesehen zu haben. Er war vor vielen Jahren, ehe die „Nordländer“ in dem Staat zu herrschen anfangen, nach Arkansas gekommen und Jahr um Jahr behielt er durch den Willen seiner Wähler sein Amt. Die Advokaten, die in seinem Gericht waren, scherzten niemals mit ihm, da sie bald einsahen, daß der Greis nicht aus seinem Ernste zu bringen war.

Jeden Morgen, gleichviel, wie schlecht das Wetter auch war, nahm der alte Herr seinen Platz hinter den Schranken ein, die er mit eigenen Händen angefertigt hatte, und jeden Abend schloß er zur bestimmten Zeit seine Bücher und ging nach Hause. Niemand hatte jemals ein Privat-Gespräch mit ihm, da er mit keinem reden wollte. Niemand kam in seine Wohnung, eine kleine Hütte vor der Stadt, da er sich nie den Anschein gab, als ob ein Besuch selbst seiner Nachbarn, ihm willkommen wäre.

Sein Amt hatte er nicht durch persönlichen Einfluß erhalten; denn noch niemals hatte er einen Wähler um seine Stimme gebeten. Zum ersten Male wurde er namhaft gemacht und erwählt, weil er in einem Falle, in dem er als Schiedsrichter aufgerufen wurde, bedeutende juristische Fähigkeiten entwickelte. Er hatte bald den Ruf eines strengen Richters gewonnen, und jeder Advokat in Kansas beugte sich vor seinen Entscheidungen. Seine Anordnungen wurden niemals von den höheren Gerichten umgestoßen. In seinen Urtheilen ließ er sich nie von seinen Empfindungen beeinflussen, sondern er stand stets auf dem Boden des Gesetzes, das er zu seinem Studium machte, und niemand widersprach ihm.

Eines Tages wurde ihm ein Weib vorgeführt, das eines Vergehens schuldig war. „Der Alte scheint hinfalliger zu sein denn je,“ meinte der Advokat, als der Richter seinen Platz einnahm. „Ich kann nicht begreifen, wie so ein alter Mann die Mühsale eines Richters noch länger ertragen kann.“ „Ich bin heute unwohl,“ sagte der Richter, zu den Advokaten gewendet, „und ersuche sie deshalb, alle Fälle, die Sie haben, so schnell und gut wie möglich zu erledigen.“ Jeder sah, daß der greise Richter ungewöhnlich schwach war, und keiner dachte daran, die Verhandlungen unnöthig zu verlängern, denn alle Advokaten hatten ihn achten gelernt. „Ist das die Frau?“ frug der Richter, „wer vertheidigt sie?“

„Ich habe keinen Vertheidiger, Euer Ehren,“ erwiderte die Frau. „Und ich glaube auch keinen nöthig zu haben, denn ich bin hier, meine Schuld zu gestehen. Kein Mensch kann mich vertheidigen,“ fuhr die Angeklagte fort und schaute den Richter mit einem eigenthümlichen Blick an. „Ich bin wegen Ruhestörung verhaftet und gewillt, dafür meine Strafe hinzunehmen. Ich habe die Auszehrung und bin dem Tode nahe, Herr Richter, und weiß, daß kein Urtheil auf mich großen Einfluß haben kann.“ Ein hohler, krampfartiger Husten erschütterte ihre Gestalt, und wie vor Kälte schauernd, zog sie ihr altes schwarzes Tuch enger um sich. Das Gesicht des Richters behielt seinen gewöhnlichen Ausdruck bei, nur seine Augenlider senkten sich, und er erhob sie auch nicht, als die Frau zu sprechen fortfuhr:

„Wie gesagt, kein Mensch kann mich vertheidigen. Ich bin bereits zu tief in den Abgrund der Sünde gesunken. Vor Jahren war ich ein Kind, auf das meine in Kentucky wohnenden Eltern ihre Hoffnung setzten. Ich wuchs heran und ward bewundert und verehrt von denen, die uns kannten. Dann kam ein Mann, der mir gestand, daß er mich liebe. Herr Richter, ich sage das nicht, um ihr Mitleid zu erwecken. Man hat mich schon oft vor die Gerichte geschleppt, aber niemals sprach ich von meinem früheren Leben. Sie hustete wieder und fing einen Blutstrom mit dem Taschentuche auf, das sie an ihre Lippen preßte. „Ich rede jetzt davon, weil ich weiß, daß dieses das letzte Gericht ist, vor das ich auf Erden gebracht werden kann. Ich war 15 Jahre alt, als ich mich in den erwähnten Mann verliebte. Mein Vater sagte mir, er sei schlecht, aber ich liebte ihn. Er kam wieder und wieder, und als mein Vater ihm das Haus verbot, entfloß ich mit ihm und ward sein Weib. Mein Vater sagte sich von mir los. Ich war stets sein Stolz gewesen und hatte ihn innig geliebt, aber er verbot mir für immer das Haus — das Elternhaus, die Heimath meiner Jugend und meines Glücks. Wie sehnte ich mich nach ihm! Wie lechzte ich darnach, mein Haupt an seine Brust zu legen und seine Verzeihung zu erbitten! — Mein Gatte ergab sich dem Trunke; er mißhandelte mich. Ich schrieb meinem Vater und bat ihn, mich heimkommen zu lassen. Er antwortete mir: „Ich kenne dich nicht!“ Mein Mann starb, ja, verfluchte Gott und starb! Heimathlos und elend zog ich mit meinem Kinde in die Welt. Mein Knabe kam vor Elend um. Abermals schrieb ich meinem Vater; er aber erwiderte mir: „Ich kenne jene nicht, die meine Gebote mißachten!“ Ich sank von Stufe zu Stufe — und jetzt bin ich hier.“ — Mehrere Advokaten eilten auf sie zu. Eine rothe Fluth quoll von ihren Lippen. Sie lehnte ihr lebloses Haupt gegen den Stuhl zurück. — Als man nach dem Richter sah, war er todt. Die Unglückliche war seine Tochter.

(L. Vbl.)

Ein Mittel wider das Schlafen während der Predigt.

Ein Prediger ließ es sich ein Mal recht angelegen sein, seiner Gemeinde eine lehrreiche und gesalbte Predigt zu halten; aber trotz seiner treuen Bemühung fielen mehrere seiner Zuhörer in tiefen Schlaf. Eine Zeit lang lehrte er sich nicht daran und predigte mit Ernst weiter. Er dachte, sie werden wohl wieder aufwachen; aber sie blieben im besten Schlummer. Auf einmal schwieg er still und sah sie scharf an. Ein

Jeder war begierig zu erfahren, was die Pause in der Predigt zu bedeuten habe. Man ermunterte sich und Einer stieß den Andern in die Seite und Alle sahen voll Erwartung auf den Prediger. Dieser schüttelte nun den Kopf und sagte zu ihnen: „Ihr seid mir doch wunderliche Leute! Wenn ich predige, schlaft ihr, und wenn ich schweige, werdet ihr aufmerksam und wollt zuhören.“ — Dieses einfache Mittel wirkte. Der Prediger hatte nachher die volle Aufmerksamkeit seiner Zuhörer.

Kürzere Nachrichten.

— Synodalgeschichte. Im Jahre 1886 hat die New Yorker Synode, offiziell das ev.-luth. Ministerium von New York genannt, das Jubiläum ihres hundertjährigen Bestehens gefeiert und bei dieser Gelegenheit eines ihrer Glieder, Pastor Nicum von Rochester, beantragt, eine Geschichte der Synode zu verfassen. Vor Kurzem ist dieselbe erschienen. Sie bildet einen Band von 600 Seiten, muß also wohl ziemlich ausführlich sein, und wird auch von östlichen Blättern wie „Herold und Zeitschrift“ und „The Lutheran“ als wohl gelungen bezeichnet. Das N. Y. Ministerium ist unseres Wissens die zweite lutherische Synode, deren Geschichte in dieser Weise bearbeitet worden ist; die erste ist die Synode von Missouri, deren Geschichte Pastor Hochstetter geschrieben hat. Wir erwähnen diese beiden Werke weniger um zur Anschaffung derselben zu veranlassen, wiewohl das auch nichts schaden würde, als vielmehr um darauf hinzuweisen wie es höchst wünschenswert wäre, daß wir einem künftigen Geschichtsschreiber unserer Synode schon jetzt seine Arbeit erleichterten. Wir sollten wenigstens das Material sammeln, bestehend aus Geschichten der einzelnen Gemeinden, Lebensbeschreibungen hervorragender Pastoren und sonstiger Glieder der Synode u. s. w. Jetzt wäre es noch verhältnißmäßig leicht, zuverlässige Kunde über Mancherlei zu bekommen, die zu erlangen nach einer Reihe von Jahren seine Schwierigkeiten haben, wenn nicht ganz unmöglich sein dürfte. Noch haben wir Leute unter uns, die zu den Gründern der Synode gehören; und auch in allen unsern Gemeinden sind noch Leute vorhanden, die deren Anfänge gesehen haben. In Kurzem wird das anders sein.

— Sollte sich etwas besser mit seinen Zeitgenossen bekannt machen. Wie gut der „Luth. Observer“ (von der Generalsynode) auf dem Gebiet der lutherischen Kirche unseres Landes orientirt ist, läßt auch eine Notiz in der Nummer vom 15. Juni d. J. erkennen, welche also lautet: „Missourische Lutheraner. Die Synodalkonferenz der missourischen Lutheraner schloß ihre dreijährliche Versammlung von acht Tagen zu Madison, Wis., am 7. d. M.“ Es ist nämlich die Iowa-Synode, die ihre Delegatensynode vortselbst abgehalten hat und sich gewiß nicht wenig darauf zu Gute thun wird, daß der Observer sie für missourisch hält.

— Wurden zwar gemäßigelt, errangen aber doch einen kleinen Erfolg. Aus dem „Lutheran“, sowie aus „Herold und Zeitschrift“ ersehen wir, daß die Synode von Pennsylvania vom 23. bis 30. Mai ihre diesjährige Versammlung in Lancaster, Pa. abgehalten hat. Auf derselben wurde auch eine Sache zum Austrag gebracht, welche in letzter Zeit jenem Körper einige Unruhe gemacht hat, nämlich das Verhältniß der Synode zu der Anstalt des Pastor Paulsen in Kropp, Schleswig-Holstein. (Vgl. Kürz. Nachr. in Nr. 14

des Gem.-Bl.) Präses Krotel hatte in seinem Jahresbericht sich scharf gegen die feindliche Gesinnung ausgesprochen, wie sie, namentlich in „Kelle und Schwert“ zu Tage getreten sei, einer von Gliedern der Synode herausgegebenen Zeitschrift, die über das Seminar in Philadelphia und einige Professoren an demselben sich allerdings nicht besonders freundlich ausgesprochen hat. Die Synode in ihrer Mehrheit stimmte den tabelnden Worten des Präsidialberichts bei und verlangte durch Beschluß, 154 gegen 16, resp. 26, da 10 sich des Stimmens enthielten, daß die Herausgeber der genannten Zeitschrift für das gegebene Aergerniß Buße thun, d. h. ihr Unrecht eingestehen und nach Kräften wieder gut machen sollten, und zwar in so voller und öffentlicher Weise wie die Beleidigung geschehen. Nach einigem Sträuben haben sich die Herausgeber von „Kelle und Schwert“, die Pastoren Hinterleitner und Ründig, denn auch dazu verstanden. — Acht Gemeinden aber mit ihren Pastoren wurde nach längeren Verhandlungen von der Synode gestattet, eine deutsche Konferenz zu bilden, welche zur Synode in demselben Verhältniß steht, wie die Distrikts-Konferenzen. Nur solche Gemeinden können dazu gehören, denen die Synode es gestattet. Die Konferenz hat nicht das Recht, Bewilligungen für Missionszwecke zu machen; dieses bleibt der Exekutiv-Committee der Synode, so daß die deutsche Konferenz keine Oppositions-Mission anfangen oder unterstützen kann. — Hiernach scheint freilich das deutsche Element in der sogenannten Mutter-Synode keine bedeutende Rolle mehr zu spielen; doch hoffen die Glieder der Konferenz, die noch am selben Tage, wo sie Erlaubniß erhielt ins Leben zu treten, sich konstituirte und organisirte, daß übers Jahr die Zahl der Gemeinden und Pastoren sich verdoppelt haben wird. — Wie „Herold und Zeitschrift“ berichtet, begingen mehrere Pastoren der Pennsylvania-Synode „die Taktlosigkeit“, an dem Synodalsontage auf Kanzeln anderer Gemeinschaften zu predigen. Es waren, wie wir aus einem anderen Wechselblatt ersehen, ihrer nicht weniger wie acht. Der Bericht im „Lutheran“ verräth davon nichts. Wenn wir nicht irren, so bildet „Kanzelgemeinschaft“ einen der bekannten vier Punkte, über welche das General Council trotz mehr als zwanzigjähriger Bemühungen noch nicht hat in's Klare kommen können; und die Pennsylvania-Synode ist ein Glied des General Council. In der New York Synode scheint jene Unionisterei auch Anstoß gegeben zu haben, denn auf der Versammlung derselben, welche zwei Wochen später in Mandout, N. Y. stattfand, wurde die Frage gestellt, ob man nicht etwas thun könne, daß die Pennsylvania-Synode jene ärgerliche Praxis, nach welcher Glieder derselben „während ihrer Synodalversammlung“ (ob wohl nur da?) auf Kanzeln anderer Bekenntnisse predigten, abstelle. Welchen Bescheid das N. Y. Ministerium auf diese Anfrage gegeben, darüber liegen uns zur Zeit noch keine Berichte vor.

— Kommt nicht oft vor. Mit der Feier des am 23. Mai stattgehabten Jahresfestes der ev.-luth. Mission zu Leipzig war auch die Abordnung zweier Missionskandidaten verbunden, die darum vor anderen merkwürdig war, weil einer der Missionare bereits längere Zeit im Pfarramt gestanden hatte. In Rücksicht auf den schweren Nothstand der Leipziger Mission in Indien hatte Pastor G. Stosch, eben der Erwähnte, sich bewogen gefunden, sein Pfarramt an der Gemeinde in Marienberg bei Helmstädt im Braunschweigischen, welches er acht Jahre lang in geeigneter Thätigkeit verwaltet, aufzugeben und einen

Beruf von Seiten des Missionskollegiums anzunehmen. Der Umstand, daß in dem Genannten zum ersten Mal wieder nach langer Zeit ein junger Geistlicher (wie sie draußen sagen), mit Darangabe seines Amtes in der Heimath sich in den Dienst der Mission stellte, machte die Abordnung desselben zu einer besonders eindrucksvollen. — Der Nothstand der Leipziger Mission, welcher Pastor Stosch bewogen, in den Dienst der Mission zu treten, war theils durch den Tod oder Dienstunfähigkeit mehrerer Missionare, theils durch die Angriffe der römischen Mission auf die lutherischen Gemeinden, herbeigeführt. Ein Jesuitenmissionar hatte sich nicht gescheut, lutherische Christen durch Geldanerbietungen zum Abfall zu bewegen. — Die Leipziger Mission hat gegenwärtig 24 Missionare, die in Arbeit stehen. Aber neben diesen und unter ihrer Aufsicht arbeiten noch 472 eingeborene Gehülfen, nämlich 14 Landprediger, 4 Candidaten, 57 Katecheten, 267 Lehrer und etwa 130 niedere Missionsdiener, als Sakristane u. dgl. Es wurden im vergangenen Jahre 192 Heiden und 463 Christen Kinder getauft; aus anderen Confessionen aufgenommen 94. Gestorben sind 315. Die Gesamtseelezahl, die sich um einige Hundert vermehrt hat, betrug 13,505. — Die Jahreseinnahme war für deutsche Verhältnisse eine recht ansehnliche, denn sie betrug 350,609 Mark. An Missionszöglingen hat die Leipziger Gesellschaft in ihrem Seminar gegenwärtig nur 13, welche, in drei Classen getheilt, ihre Ausbildung empfangen.

— Wollen sich bessern. Ein Braunschweiger Missionsverein hat in seiner am 1. Mai abgehaltenen Jahresversammlung beschlossen, in Zukunft alljährlich im Oktober ein „Missionsfest mit Gottesdienst“ abzuhalten. In welcher Weise dieser „Missionsverein“ wohl bisher seine Jahresfeste gefeiert haben mag? Uebrigens befremdet es Einen nicht mehr sonderlich, daß dieser „Missionsverein“ bisher seine Feste ohne Gottesdienst feiern konnte, wenn man hört: es ist ein Zweigverein des Allgemeinen evangel.-protestantischen Missionsvereins. Hoffentlich werden die anderen Zweigvereine dem guten Beispiele der Braunschweiger folgen.

— War leicht zu überwinden. Was das Gothaer Gefangbuch von den Selbstmördern lehrt und wie es noch jetzt im Stande ist, aus einem „intoleranten“ Geistlichen einen „toleranten“ zu machen, darüber erzählt die Ohrdruffer Zeitung aus einem der gothaischen Stadt Ohrdruff benachbarten Dorfe Folgendes: Bei der Beerdigung einer Frau, die in ihrer Schwermuth den Tod gesucht und gefunden, versagte Anfangs der Pfarrer seine Begleitung und das Geläute. Selbstverständlich war diese Weigerung für die Angehörigen sehr peinlich, und in seinem Schmerz fragte der Bruder der Verstorbenen beim Pfarrer nochmals brieflich an, ob er auf seiner Weigerung beharre, indem er ihn auf den dritten Vers des Liedes 425 im Gothaischen Gefangbuch hinwies:

Auch sollst du nie lieblos richten
Die in der Angst und Fiebergluth
Durch Noth ihr Leben selbst vernichten.
Weiß wohl ein solcher was er thut?
Nur Gott kennt ihn und seine Pein;
Sollt' er nicht ihm auch Vater sein?

Darauf geleitete der sogenannte „Geistliche“ die Leiche zum Grabe und segnete sie ein.

— Ein wichtiger Fund. Auf der Stadtbibliothek zu Königsberg hat Prof. Dr. Tschackert einen

Band Handschriften gefunden, enthaltend 97 Predigten aus den Jahren 1519—1521 und eine Auslegung des 1. Buchs Mose, Kap. 1—34, für deren Verfasser der gelehrte Findex keinen Geringeren hält als Dr. Luther.

— Der Papst der Eckstein. Um dem Papst zu seinem kürzlich gefeierten fünfzigjährigen Priesterjubiläum zu gratuliren, waren auch eine Anzahl deutscher Papstknechte nach Rom gepilgert. Bei einer freien Versammlung dieser Gratulanten hielt der Bischof von Osnabrück, Namens Hötting, eine Rede, in der er die Gründe für die Pilgerfahrt der Deutschen entwickelte. Darin bezeichnete er den Papst als das Organ und lebendigen Ausdruck der ewigen Weltordnung im menschlichen Leben; als den Eckstein der ganzen menschlichen Ordnung, ja als den Eckstein, den die Bauleute verworfen haben, den Gott aber seiner Bestimmung zugeführt habe. Als solchen hätten ihn auch die nichtkatholischen Fürsten anerkannt, die sich beeilt hätten, ihm bei Gelegenheit seines Jubiläums ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Und das ist leider, ihnen zur Schande sei's gesagt, die Wahrheit. Ferner sagte der Redner von diesem seinem Götzen, er sei der Vertreter der ewigen Ordnung, auf dem das Wohl der Gesellschaft, das Glück der Familie, die Wohlfahrt der Einzelnen beruhe. Der alte Kaiser Wilhelm und Bismarck hätten ihn zum völkerrechtlichen Vermittler einer Streitfrage erwählt, weil sie gewußt, daß er nur das Recht und sittliche Grundsätze zur Richtschnur nehmen könne; in Anbetracht welches Punktes sich der gute Mann in einer gelinden Täuschung befindet. Schließlich forderte er seine Genossen auf, mit ihm am Papst als ihrem Eckstein treu und fest zu halten bis in Ewigkeit, die unter diesen Umständen sich allerdings nicht sonderlich freundlich gestalten dürfte, denn wer dem Herrn seine Ehre raubt und sich auf Menschen verläßt, der ist verflucht.

— Rückkehr zum Heidenthum. In den Kreisen des Abendlandes, d. h. Europas, welchen das Christenthum ein überwundener Standpunkt ist, beginnt sich das Interesse für die buddhistische Religion, d. h. für das Heidenthum der Indier zu regen. Und diesem Interesse kommt die Firma Schwetschke und Sohn in Braunschweig hülfreich entgegen durch die Herausgabe eines Katechismus zur Einführung in die Lehre des Buddha Gaultama; nach den heiligen Schriften der südlichen Buddhisten zum Gebrauche für Europäer zusammengestellt und mit Anmerkungen versehen von einem sich unter dem Namen Subhadra Vinkshu verbergenden falschen Propheten. Dieser Katechismus soll für das gereifte Verstandniß erwachsener Leser berechnet sein und die Grundzüge der buddhistischen Lehre in gedrängter Kürze enthalten. Hier geschieht, was St. Paulus schreibt 2. Tim. 4, 4.: Und werden die Ohren von der Wahrheit wenden und sich zu den Fabeln kehren.

Bei dieser Gelegenheit sei über ein anderes Zeichen überhandnehmenden Heidenthums, nämlich die Leichenverbrennung oder, etwas ästhetischer ausgedrückt, die Feuerbestattung, bemerkt, daß jetzt auch das Konsistorium der Provinz Schlesien gethan hat, worin das Schleswig-Holsteinische Konsistorium ihm vorangegangen ist, nämlich den ihm untergebenen Geistlichen untersagt hat, bei der Abführung einer zur Feuerbestattung bestimmten Leiche zu antreten. Auch hat es die Beisetzung der Reste einer durch Feuer bestatteten Leiche auf dem Friedhofe einer evangelischen Kirchengemeinde für unstatthaft erklärt.

Diese Ueberreste verbrannter Leichen wollen die Berliner Anhänger der Feuerbestattung jetzt chemisch untersuchen lassen, um festzustellen, was für Bestandtheile die Asche des menschlichen Körpers enthält. Zu den Berliner Anhängern der Leichenverbrennung ist wohl auch die verwitwete Kaiserin Viktoria zu rechnen, die als Kronprinzessin eine ständige Leserin der „Neuen Flamme“ gewesen. Kein Wunder denn, daß die Fortschrittsleute so große Hoffnungen auf sie setzten.

— Ein Tadel, der ein Lob ist. Die Waldenser-Kirche in Italien beschäftigt in ihrem heimischen Missionswerke 124 Arbeiter, welche etwa 100,000 Personen erreichen. Von Disputiren mit den Römischen oder Angriffen auf dieselben nehmen sie in der Regel Abstand und beschränken sich darauf, ernstlich und einfältig das Evangelium zu predigen. In Folge dessen bekommen sie von Seiten der Katholiken häufig das in wegwerfendem Sinne ausgesprochene Urtheil zu hören: „Diese Evangelischen wissen von nichts zu reden als von Jesu,“ was sich diese Evangelischen wohl können gefallen lassen. Wollte Gott, alle angeblich evangelischen Prediger verdienten diesen Vorwurf!

— In Pau, Südfrankreich, an der spanischen Grenze, ist eine Mission für dort ansässige Spanier gegründet worden. Jeden Donnerstag versammelt sich zum Hören der evangelischen Predigt eine zahlreiche Zuhörerzahl erwachsener spanischer Katholiken und am Sonntag Nachmittag kommen über 60 Kinder zusammen, um Bibelverse zu lernen und Kirchenlieder zu singen.

— Wollte nicht Nonne werden. Ein junges Bauernmädchen sollte in der spanischen Stadt Neus ihr Gelübde als Carmeliter-Nonne ablegen, nachdem dasselbe die regelmäßige Vorbereitungszeit überstanden hatte. Als am festgesetzten Tage eine große Versammlung zu der Feier zusammengeströmt war, erklärte plötzlich das Mädchen, daß es das Gelübde abzulegen nicht bereit sei. — Wahrscheinlich hatte gerade die Vorbereitungszeit im Kloster das meiste dazu gethan, daß die Bereitschaft zur Ablegung des Gelübdes fehlte. (Rev. Christ.)

— Opferwillige Christen. Daß es auch in Morgenlande noch Leute giebt, denen Christenthum und Kirche etwas werth ist, beweist das Beispiel von sechs eingeborenen Christen in der Nähe des Euphratflusses, die zur Errichtung von Kirche und Schule einen Beitrag von 1000 Tagen Arbeit geliefert haben; sowie das einer christlichen Missionsgemeinde in Egypten, von deren 1200 Gliedern im Laufe eines Jahres jedes 17 Dollar beigetragen hat.

— Brasilien. S. Paulo: „Rio-Post“ schreibt: Noch vor einem Jahre hätte sich wohl Niemand träumen lassen, daß in einer Sklavenprovinz, wie S. Paulo es war, innerhalb hundert Tagen diese tief eingewurzelte Institution bis zu den letzten Ecksteinen ihres Fundamentes ins Wanken gebracht werden könne; und doch ist es geschehen, der Conselheiro Prado hat es fertig gebracht. Die hundert Tage seines Wirkens wurden ungefähr am Datum seines Geburtstages, den er am 25. v. M. feierte, voll, und selten mögen in Brasilien einem Staatsmanne so begeisterte Huldigungen zu Theil geworden sein, wie sie ihm die Paulistaner dargebracht haben. Den Höhepunkt des Festes bildete die Freigabe der letzten 219 Sklaven, welche noch in der Stadt S. Paulo existirten. Eine aus den höchsten dort anwesenden Persönlichkeiten gebildete Kommission über-

reichte ihm einen Obelisken aus purem Golde, gegen 2 Kgr. schwer, als Gedenkzeichen des Tages, an dem mit seiner Hilfe die Hauptstadt einer der bedeutendsten Sklavenprovinzen frei wurde. Der Handel schloß sich durch geeignete Vertreter den Duationen an, dergleichen die deutsche und italienische Gesellschaft — Straßen und Plätze wurden geschmückt und abends illuminirt. Musikchöre spielten an verschiedenen Stellen Jubelhymnen, und freudige Erregung that sich in allen Kreisen der Bevölkerung kund. Im Innern des Prado'schen Hauses ging es tagsüber festlich zu. Reden wurden gehalten, und von allen Seiten stimmte man Antonio Prado zu, als er die Emanzipation für eines der theuersten Interessen des Vaterlandes erklärte und seinen Entschluß aussprach, nicht zu wanken, als bis der letzte Sklave vom paulistaner Boden verschwunden sei. — So zahl die Sklavenhalter an ihrem menschlichen Eigenthum festhalten, sie können der Zeitfrömmung nicht mehr widerstehen. Im Municip S. Paulo besitzt nur noch die Freguezie 7 Sklaven. Im Innern der Provinz schwindet ihre Zahl wahrnehmbar zusammen, und die Befreiung aller kann heute nur nach Monaten gezählt werden. — Und nun ziehe man einen Vergleich zwischen S. Paulo und der Landeshauptstadt Rio de Janeiro. Es klingt unglücklich, daß in dieser, die doch das Centrum aller kulturellen Errungenschaften und der nationalen Intelligenz sein will, heute noch Tausende von Sklaven existiren.

— Kirche oder Theater? Der „Gaz. de Not.“ wird aus Juiz de Fora mitgetheilt, daß dort die Kirche vom Herrn Vikar in ein Theater mit Camarotes (Logen) und Platéea umgewandelt worden sei, und jeder Besucher, welcher den heiligen Osterhandlungen beiwohnen wollte, einfach 5\$000 Rs. Eintritt zu zahlen habe. Die Camarotes umfassen gegen 100 Personen und sind schon seit 8 Tagen verkauft, und manche Familien offeriren jeden Preis, um einen Platz zu erlangen.

Conferenz-Anzeigen.

Die gemischte Pastoral-Conferenz von Manitowoc und Sheboygan Co., Wis., versammelt sich, s. G. w., vom 17. bis 19. Juli (Mittag), in Cascade. An- und Abmeldung wird gefordert.

J. Herzog.

Die Dodge-Washington Co. Konferenz versammelt sich, s. G. w., am 23. Juli bei Herrn P. Keppeler in Iron Ridge. Anmeldung erwünscht. Chr. Probst, Sectr.

Die gemischte Mississippi-Conferenz versammelt sich vom 31. Juli bis 2. August bei Herrn P. Reim in La Crosse, Wis. Anmeldung erwünscht.

J. J. Henn, Sectr.

Quittungen.

Für das Gemeindeblatt: Jahrg. XXIII P Waldb 1.05, P Stiemke 87, Stud. Wolff 1.24, Herr Lucas 4.25.

Jahrg. XXII: P Brodmann 6.32, Herr Pautz 10.

Jahrg. XXIV: P Kühle 1.05.

Jahrg. XXII, XXIII: Die Herren: Bieck, Frey, & Meier je 2.10.

Für das Seminar: P Jäkel, Ueberfluß einer Coll. \$7.75, von N N \$1, P E Häse, Pfingstcoll. der St. Petrus-Gem. in Winchester \$6, von der St. Pauls-Gem. in Winneconne \$4, P M H Pantom, Coll. von der Dreieinigkeits-Gem. in Hoskins, Nebr. \$4.50, von Herrn P. Beher ein Antheil am Kinderblatt \$2.51, P Haase, Hauscoll. von der Gem. in Fort Atkinson \$23 25, nämlich von: J Wandtschneider, Frau Wandtschneider, F Langhoff, F Boldt, Frau C Langhoff, W Wolters, Frau Wolters je \$1, L Pautz 50 Cts., W Pautz 25 Cts., C Lüdemann, A Gröler, A Wegner, G Wegner, J Bühlke, J Schrank, A Brämer, I Regelein, W Felbel, A Felbel, Mutter Liebernow, A Krummhauer je \$1, S Lange 50 Cts., G Spiegel, F Thielke, Frau Ward je \$1.00. T. Jäkel.